

## **Der Kuss der Bonsais**

Franco Biondi ist widerlich. Ich hasse diesen eitlen Typ, der mit der Fremde kokettiert. Ich habe ihn in einer Mieterversammlung erlebt, wie er sich mit der Fremde salbt und sie fürchtet, ha ha ha! Soll er, soll er! Nur in Ruhe lassen soll er mich!

Ich habe ihn seit langem im Verdacht. Erst recht, nachdem ich mich mit dem Traum und der Mülltüte so blöd angestellt habe. Seitdem kennt er mein Geheimnis. Das hat mir vor der Abfahrt gerade noch gefehlt!

Meine Hände legen Strümpfe, Unterwäsche, Hemden und Hosen in die Fächer des Koffers und melden mir, dass kein einziges Stück makellos ist: Die Hemden, zerschlissen, hie und da aus den Nähten geplatzt, Strümpfe und Hosentaschen mit Löchern. Bruna wird sie mir stopfen wollen. Sie wird drängen, meine Wäsche in die Waschmaschine zu stecken. Ich werde mich weigern. Ich werde vorziehen, sie in die Wäscherei zu bringen. Dann wird sie auf mich einreden und klagen: »Mein Sohn, wann änderst du dich?« Ich werde verstummen.

Und während ich meinen Koffer packe, vernehme ich das Rattern Biondis Schreibmaschine. Dieses Scheusal, wenn er mir nicht auf den Fersen ist, ist er in seiner Wohnung verschanzt, wo er sein Leben mit Schreiben zu verbringen scheint. Wer weiß, welche ominöse Machwerke dieses Scheusals erzeugt. Er hört sich so an, als würde er bis tief in die Nacht schreiben. Dabei dröhnt stets die gleiche Musik durch die Wände. Irgendeine Sinfonie eines düsteren Komponisten.

Was dieser Großstadteinsiedler schreiben mag, beschäftigt mich. Am liebsten würde ich in seine Wohnung einzudringen, das Blatt aus der Walze reißen und ihn anbrüllen: »Sie sind erwischt!«

Aber dann sage ich mir, dass dieser Biondi mich ablenkt. Mich von meiner Reise abbringt. Mich davon abbringt, mich aus einem absurden Alltagsleid herauszukommen, mich von der Schwere zu befreien, die ich seit über fünfzehntausend Tagen mit mir rum-

schleppe. Ohne zu üben, bin ich ein Virtuose des Vergessens geworden. Das Vergessen ist eine durchgeübte Leidenschaft fürs Überleben geworden. Und ein Mensch ohne Erinnerung lebt den Tod im Voraus. Er hat seine Identität aufgegeben zugunsten des Strebens nach Schmerzlosigkeit.

Ach, wenn dieser Biondi nicht allgegenwärtig wäre! Wenn ich höre, dass er gerade nicht an seinem ratternden Schreibmonstrum klebt, werde ich unruhig, und plötzlich baut sich in mir das Bild von ihm auf, wie er in seine Wohnung herumwandert. Es wirkt, als würde er vor mir stehen, leicht in sich gebeugt, über seine Schriftstücke geneigt, mit aufgeschlagenen Büchern um sich, mit gestapelten Zeitschriftenausschnitten, versunken in seine Grübeleien. Ich bin mir sicher, dass er in den Selbstzweifeln sein Haus eingerichtet hat und mich nur für seine Projektionen missbrauchen will.

Wenn ich bloß daran denke, dass ich ihn erst vor einiger Zeit zu Gesicht bekommen habe, er aber seit mindestens dreitausend Tagen neben mir wohnt! Dieser Schuft weiß sich gut zu tarnen! Er grüßt zwar freundlich, wenn ich ihn im Flur treffe, aber so, als würde er mich nur nebenbei wahrnehmen. Ich habe nicht geahnt (in meiner Arglosigkeit konnte ich nicht ahnen!), dass keine der Begegnungen im Flur jemals Zufall war. Dass er mich im Visier hat. Dass er sich ans Werk gemacht hat, mein Leben für seine Zwecke zu benutzen.

Seitdem mir bewusst ist, dass er es auf mich abgesehen hat, lauere ich auf seine Ankunft hinter den Gardinen meiner Wohnung. Ich habe jedoch weder Mut noch Kraft diesen Kerl zu stoppen. Er ist mir unheimlich. Unheimlich wie meine Träume. Ich habe mich gefragt, ob er die Macht hat, sie zu beeinflussen. Doch quellen meine Träume eigentlich nur aus meiner schäbigen Herkunft hervor!

Neulich träumte ich, wie sich braune Schatten zu grün punktierten Pilzen verdichteten. Amöbenartig wanderten die grünen Punkte zur Spitze hin, verwandelten sich in einen umgekippten Hut und wurden zu Pinien, die ihre Kronen gen Himmel richteten. Aufbrausender Wind zog auf. Die Pinien schaukelten und tanzten in den Windwogen. Die Kronen wurden aufgeplustert, flüsternd in die Himmelsbläue gestreckt. Zwei Pinien berührten sich. Oder kämpften sie miteinander? In der versilberten Weide zwei Bonsais, die nach und nach die Gestalt zweier perlittfarbener Zwerge annahmen. Sie picknickten. Die Sonnenstrahlen zogen durch die Äste.

Kinderstimmen beim Spiel, Schreie im Wind, geschmetzeltes Geplauder. Von weitem Musik, ein Walzer. Auf der Farbenoberfläche flirrte ein Paar. Es tanzte sich in die beiden Zwerge hinein. Ein Blument Teppich entrollte sich unter ihren Füßen. Veilchen, Zykamen, Mohn, Akeleien. Efeu umwickelte ihre Beine. Die Zwerge umschlangen sich. Ihre Lippen ein deutlicher Berührungspunkt.

Der Kuss, geschmückt von einem Feuerwerk, das die Abendsonnenröte verdrängte. Das waren Moro und Bruna, die sich küsst. Mein Vater, meine Mutter. Die Körper wie vom Wind geschüttelt. Die Hände Brunas klammerten sich an die hervorstechenden Rippen des über sie gebeugten Moro. Er drückte ihren Körper an sich und stieß sie gleichzeitig mit der Brust zurück. Ihre Hände streckten sich und ihre Finger verhakten sich an meinen Augenwinkeln.

Von diesem Traum erschüttert, versuchte mein Kopf in den folgenden Tagen Lesarten zusammenzubasteln, die geeignet werden sollten, mich zur Vernunft zu bringen. Dennoch landeten meine Gedanken in der Herkunft. Sie ist ein wildgewordener Fluss, der mich überschwemmt.

»Na, gut«, sage ich mir resignierend. »Um mein Leben zu begreifen, soll ich alle Versionen löschen, die ich von ihm habe. Die reine Erinnerung existiert nicht. Es existieren nur Versatzstücke, die nach Gutdünken zusammengebastelt werden können. Mein Leben in Deutschland ist eine Jagd hinter Gespenstern geworden, die mich zur Allee der Dauerverlierer führt. Zum roten Faden meiner Herkunft. Dieser ist nicht ungewöhnlich, dennoch seltsam. Die Herkunft hat keine Sprache, doch bestimmt sie diktatorisch mein Leben. Mit einem fest gefahrenen Bild darin: schwebende, kämpfende Helden. Sie, die Binachis, wir, ich. Im Bild rührt ein Zeigefinger im trüben Wasser eines Beckens. Der Strudel formt ein Loch in der Existenz. In meiner Existenz.

Den Traum schrieb ich auf. Den Zettel bewahrte ich in einer Schublade. Aber ich bemerkte, wie der Gedanke an diesen Zettel ein Dorn in meinem Gedächtnis wurde. Der Beschluss, ihn in kleine Stücke zu zerreißen, überwältigte mich. Den zerrissenen Zettel steckte ich tief in der Mülltüte. Nur, er ließ meinem Bewusstsein keine Ruhe. So packte ich die Mülltüte und trug sie in die Tonne im Hof.

In dem Augenblick als ich sie hineinplumpsen ließ, packte ein Reflex meine Augen, und sie blickten hinauf. Nichts war da, was mich beunruhigte. Meine Finger, die sich pausenlos bewegten, fingern meine Aufmerksamkeit. Das war mein Dauerzustand. Mein Gesicht wusste oft nicht, was mein Gehirn wollte. Auch die Beine waren mir stets fremd. Wie oft entdeckte ich Regungen, die nicht mit dem Körperzustand übereinstimmten? Wie oft warf ich Blicke und sah nichts? Wie oft dachte ich zu hören, und meine Ohren hörten nichts? Eine innere Stimme fragte mich jetzt, ob etwas aus dem zerschnittenen Papier zu entziffern sei, und bevor ich ihr eine Antwort hätte geben können, dass dies nicht nur unmöglich, sondern auch unerheblich gewesen wäre, verfolgten meine Augen, wie meine Hände den Tüteninhalt neben der Mülltonne leerten.

Hastig klaubte ich die Papierfetzen zusammen. Ich überprüfte, ob daraus noch etwas Leserliches zu entnehmen sei und spürte, wie ein Blick sich in meinen Nacken bohrte.

Biondi stand am Fenster seiner Wohnung! Mir fiel auf, dass er lächelte und auf meine Hände starrte. Ich sammelte den Müll vom Platz, verstaute ihn in die Tüte und warf sie erneut in die Tonne.

Ich traute mich kaum, hinaufzublicken, doch mein Gefühl gab mir die Gewissheit: Biondi war noch ans Fenster gelehnt und spähte mir weiter nach. Seine Blicke durchbohrten mein Gehirn und drangen tief in mein Ich.

Plötzlich überkam mich ein Gefühl des Schmutzes. Ich schüttelte die Hände ab und sah, dass ein Papierschnipsel an meinem linken kleinen Finger haften geblieben war: Er war etwas mit Tomatensoße verschmiert und wollte sich gar nicht vom Finger lösen. Ich zupfte den Papierfetzen vom Finger. Der Blick fiel auf ein Wortpaar, das noch zu lesen war: »Der Kuss der Bon...«.

Meine Beine erschlafften. Die Finger schafften es nicht, den Papierfetzen zu zerknüllen. Während die Beine es schafften, mich zum Haustor zu schleppen, wühlte der Spähblick immer noch in mein Hirn. Da fühlte ich für einen Bruchteil einer Sekunde, dass etwas Unheilvolles gerade passierte.

Danach schwankte ich. Sollte ich Biondi zur Rede stellen? Mir fehlte der Mut. Im Weg standen mir meine Scheu und die Erfahrung, dass ich oft verwirrt vor Menschen stand, ohne ein Wort auszusprechen oder auch zuhören zu können.

Erst Tage später sah ich Biondi auf dem Flur. Hinter mir stand die schiere Beklemmung. All meine durchdachten Pläne, ihn mit meinem Verdacht zu konfrontieren mischten sich wie Spielkarten in behenden Pokerhänden und verloren sich in einem Kartenstoß.

Biondi warf mir einen hastigen Blick zu und murmelte einen guten Abend. Bevor sich meine Gedanken entriegeln konnten, war er schon weitergegangen. Meine Beine trieben mich zu meiner Wohnung.

An der Eingangstür gelangt, erfasste mich die Triebfeder, die mein Leben bestimmte und der ich ohnmächtig ausgeliefert war. Sie katapultierte mich auf den Flur zurück. Biondi stand noch da und wartete auf dem Aufzug. »Entschuldigen Sie«, stammelte ich außer Atem. »Ich muss Sie etwas fragen, etwas wegen meines linken Kleinfingers!« Der Schreck überfiel mich mitten im Satz. So eine unglaublich ungeschickte Frage! Ich hörte, wie jemand in mir, mich beschimpfte.

Biondi beäugte mich und hatte jenen Blick aufgesetzt, den Ärzte an haben, wenn sie auf dem omnipotenten Stuhl ihrer Vorherrschaft über den Körper der Patienten sitzen. Nicht nur meine Knie wurden weich, auch die Sinne: Mehr und mehr rückte dieser schreibende Schurke in die Ferne. Um meinen Blick zu verankern, blickte ich unter seinem rotblonden Schnurrbart und erkannte ein Lächeln. Er aber löschte sein Lächeln und merkte an, dass er mich nicht verstünde, und fragte, was ich wohl damit meine. Entlang des Satzes verlor seine Stimme an Kraft, so als würde jemand die Lautstärke an einem Regler leise stellen. Bei den letzten Worten war nicht mehr auszumachen, ob sie aus seinem Mund kamen oder ich sie mir einbildete.

Ich kämpfte gegen mich, damit meine Zunge energisch entgegenhalten konnte: Dass ich sein abgekartetes Spiel durchschaute. Dass ich mir das nicht mehr bieten lassen wollte.

Jetzt bemerkte ich, dass ich allein im Flur stand. Er hatte meine Schwäche genutzt und war entwischen.

Ich rannte zu seiner Wohnung, läutete und klopfte an seine Tür. »Warte nur, Freund!«, schnaubte meine Stimme in ohnmächtiger Erschöpfung. Dann brachten mich meine Füße in Gang, bis ich mich draußen, auf beleuchteter Straße befand. Mein Körper rannte in irgendeine Richtung. Später fand ich mich wieder am Häuserblock

und hörte meine Stimme: »Wenn er mich bis zu meiner Mutter verfolgt, passiert etwas Furchtbares, ich fühle es.«

Trotz dieser Vorahnung nehme ich Morgen früh den Zug nach San Martino. Meine Schwester wird mir ihr Auto leihen, und ich werde die Verwandten der Reihe nach aufsuchen. Meine Mutter werde ich mir gründlich vornehmen. Das, was sich von Bedeutung erweisen wird, werde ich aufschreiben. Das, was ich niederschreiben werde, muss die Lücken auffüllen. Die Lücken aus meiner Herkunft.

Beim Verfassen dieses Satzes weiß ich allerdings noch nicht, was im nächsten stehen wird, geschweige denn, was die folgenden Seiten füllen wird. Ich weiß nur, dass mich eine quälende Lust bedrängt, niederzuschreiben, was den Riss in meiner Erinnerung ausmacht. Ich ahne ihn und sehe mich als Nebelbank, die herumwandert und diese Seiten mit Nebeltropfen benetzt.